

Liebe Festgemeinde,

„Siehe, ich will ein Neues schaffen, jetzt wächst es auf, erkennt ihr's denn nicht.“ – Bei dem Predigtwort, habe ich gedacht, mache ich es genauso. Ich probiere mal was Neues aus, na ja, ziemlich neu zumindest. Also habe ich die Textstelle bei Chat-Gpt eingegeben und die künstliche Intelligenz gebeten: „Schreib mir mal eine Predigt über diesen Text.“

Wenn ich Ihnen jetzt vorlesen würde, was dabei rauskam, hätte das einen klaren Vorteil. Das „Amen“ käme nach ungefähr 3 Minuten. Aber davon ab würden Sie hinterher Frau Schiermeyer fragen, ob die Gemeinde die Fahrtkosten für mich übernehmen müsste und wo ich eigentlich meinen Professorentitel geschossen hätte. Das „Neue“ der künstlichen Intelligenz waren 3 Minuten fromme Allgemeinplätze, die sie weitgehend zusammenhanglos aus dem Netz zusammengestockelt hat.

Es ist gar nicht so einfach mit dem Neuen. Manches entpuppt sich schnell als kalter Kaffee, als zweiter Aufguss. Nicht selten ist das Alte nicht nur das Beständigere, sondern auch das Bessere. „Retro“ sagen wir mit Bewunderung. Und ökologisch meistens ohnehin die bessere Alternative.

Es gibt gute Gründe, dem Neuen gegenüber skeptisch zu sein. Wir ahnen alle, dass wir bei dem Stichwort „neu“ schnell einem einfachen Trick auf dem Leim gehen: Forscher an einer Universität in California haben herausgefunden, dass der Mensch heute fünf mal so viel Informationen aufnehmen muss wie vor 30 Jahren. Um das zu schaffen, arbeiten wir oft mit einem einfachen Muster: Wir filtern Informationen, indem wir nur auf das achten, was neu ist. Das andere kommt einfach in die Ablage oder den internen Papierkorb.

Das „Neue“ hat scheinbar immer den höheren Informationswert und Leute mit den ewig gleichen Geschichten haben deshalb bekanntlich auch keinen höheren Unterhaltungswert. Aber nicht nur das; das Neue hat vor allem auch einen höheren Erlebniswert. Wenn alles in Routinen erstarrt ist, wenn die Gewohnheiten zu Spurrillen werden, aus denen man nicht mehr rauskommt, dann drängt sich das „Neue“ mit Macht auf: ein neuer Job, eine neue Wohnung, eine neue Partnerschaft. Das Neue wird zum Aufbruchssignal in eine bessere Zukunft.

Als wenn unsere Sprache schon all die begründete Skepsis gegen das vermeintlich Neue gekannt hätte, hat sie einen Begriff geprägt, der die

Offenheit gegenüber dem Neuen gleich mit einem riesigen Fragezeichen versieht, ja mehr noch eigentlich schlecht macht: Neugier. Das ist es doch, was wir unseren Kindern wünschen, wenn sie das Leben entdecken. Das ist es, was unsere Forscher:innen brauchen, wenn sie vor komplexen, schwierigen Problemen stehen. Das ist es, was wir mitbringen, wenn wir in fremden Ländern fremden Kulturen begegnen. Diese fragende und suchende Offenheit, die sich auf das ausrichtet, was man noch nicht kennt und weiß. Und das belegen wir dann mit dem unpassenden Wort: „Neugier“. Also die Gier nach Neuem. Gier – das ist doch krankhafte, maßlose, vielleicht sogar rücksichtslose Anstrengung. Wer giert, hat kein offene Haltung, sondern hat etwas von einem unsympathischen Raffke, der nicht genug bekommen kann und alles für sich behalten will.

Übrigens sind wir neben den Niederländern die einzigen, die die Suche und die Offenheit dem Neuen gegenüber sprachlich so negativ belegen. Die skandinavischen Sprachen sprechen statt „Gier“ von Trachten und Suchen, die angelsächsischen und romanischen Sprachen von Bemühen und Fürsorge. Bei der Vorbereitung habe ich mich gefragt, ob wir in unserer Haltung zum Neuen nicht auch auf etwas typisch Deutsches stoßen?

Mitten in unsere oft berechnete und vielleicht häufig auch übertriebene Skepsis gegenüber dem Neuen meldet sich unser Predigttext mit seinem flammenden Plädoyer für das Neue. „Siehe, ich will ein Neues schaffen ... Ich lege einen Weg durch die Wüste, im trockenen Land lasse ich Ströme fließen.“ – Jesaja spart nicht an kräftigen Bildern. Und auch nicht an schroffen Einseitigkeiten: „Denkt nicht mehr an das, was früher geschah. Beschäftigt euch nicht mit der Vergangenheit.“ – Mit solchen Aufforderungen würde jeder Therapeut seine Zulassung riskieren. Jede seriöse Zukunftsforscherin würde zumindest vorsichtig sein, beim Blick in die Zukunft nicht auch mal in den Rückspiegel zu sehen.

Woher nimmt Jesaja diesen Mut zu der Einseitigkeit? – Dazu zwei Antworten:

1. Manchmal gibt es Situationen, die zwingen zum Blick nach vorne.

Für Jesaja war das so. Das Volk Israel war im Exil. Es ging ihm nicht einmal besonders schlecht, jedenfalls wirtschaftlich gesehen. Aber es war abgekoppelt von den Fundamenten seines Glaubens. Der Tempel, das gelobte Land, die Weitergabe der Tradition drohten zur Folklore zu werden. Da ging kein Ruck mehr durch die Exilsgemeinde, wenn sie an die Vergangenheit dachten. Der Blick zurück war wie ein Besuch im Museum geworden. Interessant vielleicht,

aber ohne jede Auswirkung ins Heute und Hier. Indiz der Trostlosigkeit scheint es gewesen zu sein, dass das Lob Gottes auf der Strecke geblieben war.

Manchmal gibt es Zeiten, die einen radikalen Cut herausfordern. Im eigenen Leben: Wenn der eigene Alltag so belastend geworden ist, dass da nur noch Kraft fürs Durchhalten ist. Wenn alles so eingefahren ist, dass man sich eine Veränderung gar nicht mehr vorstellen kann. Wenn der Blick in die Vergangenheit nur noch belastend ist oder bedeutungslos. Wenn von ihm keine Kraft mehr ausgeht für das Heute und Hier. Die meisten von uns werden Situationen kennen, in denen sie vor Sorgen nicht in den Schlaf finden können, in denen Trauer oder Schmerzen sich wie ein Mehltau über alles legen. Vielleicht hat Jesaja solche Situationen gemeint, für die er den Blick auf das Neue freisprengen will.

Vielleicht sind wir auch gesellschaftlich in einer Situation angelangt, die nach dem Neuen schreit. Bekümmert es Sie auch, wenn sich Menschen als letzte Generation bezeichnen. Wir brauchen gesellschaftlich den Glauben und die Zuversicht an neue Generationen, an die Generationen unserer, Kinder, Enkel und all der Nachfahren. Wo wir den Glauben an die Zukunft unserer Kindeskinde verlieren, überholen wir die Gefahr der Klimakatastrophe durch einen lähmenden Kältetod. Ich glaube und weiß, dass in der sogenannten letzten Generation so viel trotziger Mut steckt, dass ihr Name vor allem als Weckruf zu verstehen: Wir und unsere Kinder dürfen nicht zur letzten Generation werden.

Und unsere Kirche? – Jede Verallgemeinerung riskiert Verzerrungen. Aber die Wahrscheinlichkeit, dass der Kirche im Moment Zukunftspreise verliehen werden, ist überschaubar. Der Blick in die Zukunft ist stark geprägt von der Sorge um Mitgliederschwund und Finanzrückgang. Der Blick in die Vergangenheit richtet sich darauf, was wir noch erhalten und fortführen können. Wir haben für diese doppelte Ausrichtung sogar ein eigenes Bild entwickelt: das der Beidhändigkeit oder, weil Theologen gerne Fremdwörter mögen: der Ambidextrie. Wir müssen mit der einen Hand das fortführen, was bewahrenswert ist, und mit der anderen Hand das Neue entwickeln. Bei mir überlagert sich das Bild von der Beidhändigkeit manchmal mit dem von der Streckbank. Es kann eine unendliche Überforderung sein, wenn Haupt- oder Ehrenamtliche sich immer zugleich um beides bemühen sollen. Welche Kraft könnte davon ausgehen, wenn eine gesunde Einseitigkeit für die Zukunft Raum haben könnte. Mit Verlaub, die Zukunft der Kirche hängt nicht an

Mitgliederzahlen und Finanzmitteln, sowenig wie der Schatz der Vergangenheit nur in Bekenntnisschriften und Kirchenordnungen besteht.

Für Jesaja jedenfalls ist klar: Die Kirche muss eine lobende Kirche sein. „Selbst Schakale und Straußenweibchen ehren mich“ schreibt der Prophet. Was für eine Szene. Schakale und Straußenweibchen sind die Antipathiegegner in der Bibel. Schakale waren, vielleicht etwas zu Unrecht, als feige Aasfresser verschrien und Straußenweibchen als gefährliche Vögel, die sogar ihre eigene Brut liegen lassen. Aber selbst die werden zu Chorsängern im Lobe Gottes. – Liebe Gemeinde, es ist doch kein Zufall, dass wir das als Kraft erleben, wenn wir hier und heute singen und Musik machen. Eine zukunftsfähige Kirche erkennt man immer an der Stärke des Gotteslobes.

2. Damit kommen wir aber zum zweiten Punkt: Das Neue wird, weil Gott es schafft.

Das ist eine großartige Botschaft, die wir anderen und uns selbst schuldig sind. Die Zukunftsfähigkeit liegt nicht primär an unserem Innovationsvermögen, unserer Visionskraft und Umsetzungsstärke. Im Labor für Neuschöpfungen ist Gott Alleingesellschafter. Das Neue, das er schafft, überbrückt dabei den Gegensatz von Vergangenen und Zukünftigen. Denn Gott schafft nicht nur, dass Neues in der Zukunft möglich wird, er hat nicht nur Verheißungen einer guten Zukunft. Sein Schaffen schließt auch die Vergangenheit mit ein. Denn, so unser Glaube: Gottes Versöhnung kann dazu führen, dass sich sogar Wunden der Vergangenheit schließen. Und vielleicht noch größer, wenn auch in unserer Zeit nicht so populär: Gott kann und will vergeben. Gottes Vergebung macht dabei Unrecht nicht ungeschehen, aber es nimmt ihm die Kraft, die Zukunft zu bestimmen.

Deshalb gilt für jeden von uns: „Du hast eine Zukunft.“ – Das fällt oft alles andere als leicht zu sehen. „Jetzt wächst es auf, erkennt ihr’s denn nicht.“ Oft ist es schwer, anderes zu sehen als das, was uns belastet. Wer immer es erfahren hat, weiß: schon körperlicher Schmerz kann einem jeden Blick auf die Zukunft komplett verdüstern. Erst recht gilt das, wenn Trauer und Angst in jedes Zimmer des eigenen Lebenshauses eingezogen sind.

In solchen Situationen kann der eigene Glaube nur noch trotzig sein. Er hat dann nichts und gar nichts mit billiger Vertröstung zu tun. Denn es ist harte Arbeit, wenn man gegen die eigene Erfahrung den Glauben an Gottes Kraft setzt. Und es hat auch nichts damit zu tun, dass dieser trotzig Glaube Menschen träge und passiv macht. Der Hiob, der an Gott noch auf dem

Misthaufen glaubt, der bleibt nicht auf diesem Haufen sitzen. Mehr noch, der kämpft gegen die Misthaufen seiner Zeit an.

Weil Gott Neues schafft, haben Sie und ich eine Zukunft. In der Gleichung unseres Lebens mag es noch viele offene Rechenvorgänge und viele Unbekannte geben, aber vor der Klammer dieses Lebens steht, Gott sei Dank, ein Plus. Ich habe einen Freund, der die beste und ansteckendste Lache hat. Man kann nicht mit ihm zusammen sein, ohne dass es einem hinterher besser geht. Er ist in seinem Kirchenvorstand aktiv, arbeitet politisch, hat selbst einen Verein gegründet. Und: Er hat seine Tochter verloren, kam als junger Mann erneut in die Verantwortung für sein Enkelkind, wurde beruflich ausgegrätscht. Alles nur eine Frage des Naturells, dass er so fröhlich ist. Er selbst würde für sich, seine Tochter, Enkelin, für seine politischen Bemühungen sagen: „Es gibt, Gott sei Dank, eine Zukunft.“

Und das, was wir für uns glauben und hoffen dürfen, das gilt auch für unsere bedrohte Welt. Sie wird nicht zum Teufel gehen. Menschliches Versagen und Eigennutz werden nicht außer Kraft setzen, dass Gott sogar einen neuen Himmel und eine neue Erde schaffen kann.

Und deshalb müssen wir uns auch um die Kirche in einem letzten und tiefsten Sinne keine Zukunftssorgen machen. Wenn Gott auch aus Schakalen und Straußenmüttern gute Chorsänger zu seinen Ehren zu machen, dann kann er auch aus unserem oft ratlosen Haufen einen Kammerchor machen. Die Hannoversche Landeskirche wird schon bald keine 8000 Gebäude mehr haben. Sie braucht aus meiner Sicht auch keine fünf Leitungsgremien. Und wir können uns darüber streiten, ob Kirchensteuer, Berufsbeamtentum und Hierarchien noch zeitgemäß sind.

Aber um eins müssen wir uns keine Sorgen machen: Kirche hat Zukunft. Denn das Neue ist jeden Tag Gottes Kernkompetenz. Jeden Morgen können wir zuversichtlich in den neuen Tag gehen. Deshalb lassen Sie uns zum Ende gemeinsam singen: „All Morgen ist ganz frisch und neu...“

Und der Friede